E 219 49

Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft "Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach - Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß - Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach - Stiftung, Frankfurt/Main.
Anschrift: Barbarossastraße 14, D-73066 Uhingen Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

ISSN 0179 - 6100 Juli- Oktober 2005 September 52. Jahrgang, Nummer 3

Freiwillig oder militant, auf alle Fälle ahnungslos

Es ist das übliche Schauspiel, überrascht also keineswegs. Dennoch löst es bei uns Zeitgenossen, die wir derlei nun schon so lange beobachten, ein schmerzhaftes, stechendes Gefühl in der Herzgegend aus, man wird doch nur viel zu langsam unempfindlich gegen derlei Treiben. Spätnachts, bei Sendeschluß - einem „gefühlten" Sendeschluß, den es real gar nicht mehr gibt - flimmern über den Bildschirm eines süddeutschen Regionalprogramms irgendwie auch bloß eingebildete „patriotische" Töne; die Landeshymne, danach das Deutschlandlied, schließlich für Europa Beethovens „Ode an die Freude". Gesendet werden die Melodien, kein Wort Text, dazu aber auf touristische Schönheit getrimmte Bilder, Sonnenschein über den schönsten und bekanntesten Landschaften, Naturwundern, Städten, Dörfern, Bauwerken, immer passend ausgesucht (und von Tag zu Tag auch einmal wechselnd) zur Hymne, aus dem Bundesland zum Landeslied, aus Deutschland zu Haydn und aus der Europäischen Union vom Bottnischen Meerbusen bis zur portugiesischen Atlantikküste zu Beethoven. Die opulenten, im Vorsatz wenigstens Elan und Optimismus stimulierenden, übergangslosen Bildfolgen werden dezent mit eingeblendeten Landes- oder Ortsnamen erläutert.

Bei so viel mit getragenen Melodien unterlegten Schönheit mögen dem Zuschauer fast schon die müden Augen zufallen, bis plötzlich, zwischen Lissabon und Mailand, die altvertraute Turmfront des Straßburger Münsters über den Bildschirm huscht, dazu die Erläuterung „Strasbourg". Weshalb um alles in der Welt „Strasbourg", nicht aber Roma, Torino oder Milano?

Strasbourg, aber Mailand?

Keine Frage, das Phänomen ist nicht neu, und es beschränkt sich mitnichten auf „Strasbourg", „Mulhouse" oder „Luxembourg" und andere regional verwandte Ortsnamen, „Poznan"", „Wroclaw" (aber „Warschau" und „Krakau"), „Bratislava" (aber „Prag") lassen grüßen. „Strasbourg" oder „Straßburg" ist deshalb auch nur ein - uns naheliegendes - Beispiel für eine umfassende Fehlentwicklung. Es mag ja für Starrsinn gelten, sich dennoch in Jahrzehnten nicht an „Strasbourg" gewöhnen zu können. Und es besteht die Gefahr, daß das Lächerlichmachen solchen Gehabes tolldreister Inkonsequenz einen anderen als den gewünschten Effekt hat. Es könnte ja sein, daß in der Zukunft dann auch nur noch von „Warszawa", „Kraków". „Praha" oder „Milano" die Rede sein wird. Diese Entwicklung gibt es ja bereits, aber in ihrer lückenhaften Perfektion ist sie bisher fast schon bei „Milano" steckengeblieben und noch nicht bis „Roma" vorangekommen.. Da kann man ja schon dankbar sein, daß es wenigstens ein paar Ortsnamen gibt, die in mehreren europäischen Sprachen gleich geschrieben werden: Madrid, Riga, Metz und, Gott sei Dank, Paris.

Die Vielfalt von Ortsnamen in Europa hat zwei Ursachen. Zum einen haben sich europäische Sprachen Namen ge-

Fortsetzung auf Seite 2

Auf den Punkt gebracht ...

Oberschlesier und Elsässer - ein Vergleich

In der Republik Polen gab es kürzlich Parlamentswahlen. Dabei haben die Oberschlesier gehofft, über ihre „Deutsche Liste" erneut den Einzug in den Sejm zu schaffen.

Deshalb sei ein Vergleich beider Volksgruppen erlaubt: *Gemeinsam* ist beiden, daß sie bis 1918/1945 zum Deutschen Reich gehörten. Die heutige Staatssprache war ursprünglich nicht die Muttersprache. Beide Volksgruppen sprechen als Umgangssprache ihre eigenen Idiome, ihre „Mundart": Die Elsässer ihren alemannischen oder rheinfränkischen Dialekt, die Oberschlesier ihr „Wasserpolnisch", eine slawische Sprache mit mit vielen deutschen und regional auch tschechischen Wörtern. In beiden Regionen geht diese Umgangssprache seit Jahrzehnten zurück, sie wird hauptsächlich von älteren Menschen gesprochen.

Worin besteht nun ein *Unterschied*? Die Republik Frankreich kennt nur den „citoyen français", gleich ob Innerfranzose, Bretone, Elsässer, Korse oder Okzitanier. Sie anerkennt keine Volksgruppe mit entsprechendem Minderheitenrecht. Die deutschen Oberschlesier dagegen sind als Volksgruppe anerkannt.

Frankreich ist ein zentralistischer Staat. Die deutschen Oberschlesier leben meist im „Oppelner Schlesien", einer Woiwodschaft, die ihnen die Chance gibt, ihre Sprache und Kultur zu pflegen. - Frankreich entsendet etwa hundert Lehrer nach Baden, um den Badensern die „Sprache des Nachbarn" beizubringen. Vor rund zehn Jahren waren es gerade einmal 10 Deutschlehrer aus Baden-Württemberg, die Elsässern ihre deutsche Muttersprache vermitteln sollten.

In Polen werden von der Bundesrepublik Deutschland Millionen von Euro für die „Sozial-kulturelle Gesellschaft der Deutschen" aufgebracht. Falls Deutschland im Elsaß etwas für deutsche Sprache und Kultur investieren sollte, würde dies die „République une et indivisible" infragestellen. - In Oberschlesien kann sich jeder zur deutschen Kultur und damit zum „Deutschtum" bekennen. Im Elsaß kann man nur „französischer Elsässer" oder bestenfalls „elsässischer Elsässer" sein.

Suevicus

Freiwillig oder militant, auf alle Fälle ahnungslos

Fortsetzung von Seite 1

brauchstüchtig anverwandelt, wenn sie für sie zu schwierig oder unelegant auszusprechen waren: Lissabon statt Lisboa, Vienne oder Vienna statt Wien; oder aber verschiedene Sprachen haben aus einer lateinischen Wurzel eigene Formen entwickelt. Zum anderen gibt es Namen, die sich aus historischen Gründen unterscheiden, entweder, weil mehrere Völker in ihnen und um sie herum lebten und deshalb auch gleichzeitig und nebeneinander verschiedene Namen für einen Ort hatten (Reval und Talinn, Helsinki und Helsingfors), oder aber, weil Städte und Regionen annektiert wurden. Wer Straßburg sagt, hat mindestens irgendwie eine Ahnung, daß diese Stadt wie diese Fassung ihres Namens deutschen Ursprungs ist. „Strasbourg" ist dagegen die relativ behutsame Angleichung an die Sprache des Staates, der Straßburg vor 225 Jahren annektierte. „Deux Ponts" würde eine Annexion sichtbarer machen, wäre Zweibrücken dauerhaft französisch geblieben, fast so grell wie „Litzmannstadt" statt „Lodz" oder „Lodsch".

Und, wer „Straßburg", „Mülhausen" oder „Schlettstadt" sagt, bestreitet damit nicht, daß diese Orte zu Frankreich gehören, geht nicht einmal der Überlegung aus dem Wege, wie weit sie inzwischen mehr französische Gegenwart als deutsche Geschichte enthalten. Dennoch, in Deutschland gebraucht, bekräftigt die Verwendung von „Straßburg", anders als „Strasbourg", zusätzlich diese wichtige Rolle der Stadt in der deutschen allgemeinen Geschichte und Geistesgeschichte.

Was vorzeiten möglich war

Mag dieses Sprachragout (nicht nur) aus eigenen und fremden Fassungen von Ortsnamen seit Jahrzehnten in Deutschland üblich sein, mit zunehmender Verbreitung, so hat sich in den letzten Jahren doch Grundlegendes geändert. Vor dreißig Jahren waren einige Herren in unserem Kreis zu Recht stolz darauf, mit Einreden bei der Landesregierung in Stuttgart erreicht zu haben, daß die deutschen Autobahn- und Bundesstraßenwegweiser mit „Straßburg" und anderen deutschen Ortsbezeichnungen beschriftet wurden und nicht, wie ursprünglich geplant, mit französischen. Und ohne dieses Vorbild wäre auf den Schildern am Berliner Ring gewiß auch nicht von „Stettin" die Rede. Leider sind von diesem Triumph wenig mehr als ein paar oberflächliche Autobahnschilder übriggeblieben, die verschleiern, wie die Entwicklung in Wirklichkeit läuft.

Ortsbezeichnungen sind tatsächlich nur sekundäre Erscheinungen, aber sie ermöglichen doch eine Art Schnelltest der geistigen Fundamente einer Person, einer Gesellschaft, eines Volkes.

Ein deplazierter Willensakt

Vor fünfzig, vierzig oder dreißig Jahren bekundete man, wenn man, zunächst gegen besseres Wissen, Strasbourg statt Straßburg sagte, eine eilfertige Unterwürfigkeit gegenüber dem Allmachts- und Richtigkeitsanspruch der guten (d.h. westlichen), von der Geschichte gerechtfertigten besetzenden Siegermächte, die zwar längst anders, Freunde oder Schutzmächte, hießen, aber ihren Status de facto gar nicht verändert hatten. Hier konnte man gegen „Strasbourg" zwar beredt argumentieren, aber nichts ändern, wenn man erklären wollte, weshalb es richtig sei, in Deutschland von „Straßburg" zu reden. Die Entscheidung für „Strasbourg" war freiwillig erfolgt, gegen das irre Kalkül dahinter gab es keine Argumente, die gegen Irrationales bekanntlich wirkungslos sind.

Neues Lage ohne Dauer

Seit 1990 ist die Lage aber noch zusätzlich kompliziert geworden, seit auch im Bereich der verschwundenen DDR entschieden werden muß, ob es „Strasbourg" oder „Straßburg" heißt. Anfangs hatte „Strasbourg" das Übergewicht, dann schien sich „Straßburg" durchgesetzt zu haben. Inzwischen scheint das Pendel wieder in Richtung Francophilie zu schwingen. Da wundert sich schon gar keiner mehr, daß der Orgelbauer, der aus „Strasbourg" nach Dresden kam, um die zuhause gefertigte Orgel der neuerstandenen Frauenkirche aufzurichten, reinstes elsässisches (Hoch-) Deutsch sprach.

Ein Sonderfall sind die Medien und einige Politiker, die aus der SED und anderen regimetreuen Kreisen stammen. Wenn der Europaabgeordnete Hans Modrow (PDS) sich mündlich oder schriftlich über seine Rolle im Parlament äußert, ist nur von „Strasbourg" die Rede. Das ist dann eine bewußte Entscheidung, die penible Gesetzestreue, strikte Beachtung der Regeln der Demokratie, des Westens signalisieren soll. Allerdings wird man bei Modrow und anderen den Verdacht nicht los, daß der Gebrauch des Ortsnamens „Strasbourg" auch einen antifaschistischen Bekenntnisakt darstellt und sie Menschen, die „Straßburg" sagen, für gewöhnliche „Faschisten" halten.

Korrigierbare Unkenntnis

Anders der Normalbürger, anders auch Politiker oder Intellektuelle, die die Wende 1989 betrieben haben oder aus ihr hervorgingen. Bis auf Ausnahmen kann man mit ihnen argumentieren, soweit sie „Strasbourg" sagen. Erklärt man ihnen, weshalb es aus Gründen der Historie, der Kultur und der Selbstachtung richtig wäre, in Deutschland und in deutschen Texte „Straßburg" zu sagen und zu schreiben, werden sie Straßburg sagen. Diese Form lernbereiter Unkenntnis unterscheidet sich angenehm von der unterwürfigen Verdrängung, die in den letzten Jahrzehnten in Westdeutschland Verbreitung fand und die auf Korrekturvorschläge aggressiv und unbelehrbar reagierte.

Militante modernste Ahnungslosigkeit

Doch ist das nur eine relativ kurzfristige Übergangszeit. Im Westen sagte man „Strasbourg" aufgrund einer bewußten Entscheidung gegen die eigene Tradition, im „Osten" Deutschlands sagte man „Strasbourg", weil das in der DDR Vorschrift war oder dann im westlich geprägten einigen Deutschland Vorschrift zu sein schien (bis man sich besser unterrichtet hatte und „Straßburg" zu sagen lernte). In der jüngeren Nachwende-Generation, die jetzt in Dresden oder Erfurt nachrückt, ist wieder „Strasbourg" angesagt. Die Gründe? Etwas nebulöses Europa- und Freundschaftsgeschwafel, ganz überwiegend einfache Unkenntnis, Bildungsarmut. Und damit schließt sich wieder der Kreis. Auch im Westen Deutschlands, in München oder Düsseldorf, sagt man „Strasbourg" nicht mehr aufgrund der bewußten Entscheidung, „Deutsches" zu vermeiden, sondern aus Unkenntnis anderer Formen. In diesem Punkt sind West und Ost endlich vereint, in absoluter Ahnungslosigkeit. Argumente als Korrekturversuch, doch bitte „Straßburg" zu sagen, sind zwecklos, sie werden nicht verstanden und endlich - 2005!! - mit „antifaschistischer" Aggressivität beantwortet. Auch keine ganz neue Erfahrung: militante Ahnungslosigkeit. Vielleicht der Schlußpunkt der Geschichte. -er

> *Hopfe, zopfe, Bolle ropfe,*
> *Stehl dran lohn,*
> *Wer's nit kann soll's bliewe lon.*
>
> (Alter Hopfenspruch)

Elsaß-Kalender 2006

Der zweisprachige Kalender „Unsere Heimat" kann wie alljährlich über die Geschäftsstelle (Berliner Straße 37, 97616 Bad Neustadt) bezogen werden. Bestellungen können bereits jetzt vorgemerkt werden. Der Preis wird wieder bei ca. 12 Euro liegen, zuzüglich Verpackung/Porto.

Mit seinen schönen Ansichten aus dem Elsaß und Lothringen, seinen ausgesuchten Texten und Reimen, eignet sich der Kalender sehr gut für ein Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk.

ISSN 0179-6100

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V.

Geschäftsstelle: Berliner Straße 37, D-97616 Bad Neustadt, Tel. 09771/98396, e-mail: Freunde.der.Steinbach-Stiftung@web.de. Konto: Postbank Stuttgart, Kto. 370 15-708 (BLZ 600 100 70).

Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Dietrich Pfaehler.

Druckerei Leibold GmbH, Karlsruher Str. 46 76287 Rheinstetten-Forchheim

Beilagenhinweis: Einem Teil der Auflage dieser Ausgabe liegen ein Überweisungsformular bei.

Hoffnungsschimmer für das Elsaß?

Bernhard von Sachsen-Weimar (1604-1639)

Im Dreißigjährigen Krieg wurde das Elsaß in mehreren Wellen von den Truppen der verschiedenen Kriegsherren überrollt und jeweils schwer heimgesucht. Unter den verschiedenen Heerführern hatte einer mit dem Elsaß insgesamt einen eigenen Plan. Der größte Feldherr der Protestantischen Union, der vor etwa 400 Jahren geborene Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, wollte ein selbständiges, erbliches Fürstentum am Oberrhein gründen, dem hauptsächlich das Elsaß angehören sollte. Auf dem Weg dazu konnte er zwar in kurzer Zeit beachtliche Erfolge erzielen, aber sein früher Tod setzte dem Plan, das ganze Elsaß in seiner Hand zu vereinigen, ein jähes Ende.

Das Elsaß im Dreißigjährigen Krieg

Nach der Niederlage der Protestantischen Union in der Schlacht am Weißen Berg 1620, zog der unterlegene Heerführer, Graf Ernst von Mansfeld, über die Rheinpfalz in das Elsaß und plünderte und verwüstete weite Teile des Landes. Straßburg, das sich neutral erklärte, blieb unbehelligt. Als dann die Kaiserlichen unter Graf Tilly die Rheinpfalz besetzten, mußte Mansfeld das Elsaß wieder verlassen. Da sich der Kaiser Ferdinand II. (1619-1637) auch in Norddeutschland durchsetzen konnte, trat der Schwedenkönig Gustav II. Adolf auf die Seite der protestantischen Reichsstände und schloß 1631 ein Bündnis mit Frankreich. Mit französischer finanzieller Unterstützung trat nun Schweden seinen Siegeszug durch das Reich an und kam auch ins Elsaß. Die Franzosen besetzten zwar einige Plätze im Unterelsaß, überließen aber das restliche Elsaß weitgehend den Schweden. Als nach der von den Schweden verlorenen Schlacht bei Nördlingen (1634) die kaiserlichen Truppen wieder ins Elsaß zogen, übergaben die Schweden die von ihnen besetzten befestigten Städte den Franzosen. Diese „Abtretungen" sollten aber nur bis zum großen allgemeinen Friedensschluß gelten. Frankreich verstand sich nur als „Protektor der Bedrängten". In dieser Position erklärte Frankreich 1635 den Spaniern den Krieg, weil sie von der Freigrafschaft Burgund aus (damals im Besitz der spanischen Habsburger) das Oberelsaß bedrohten. Damit war Frankreich auch zum Gegner von Österreich geworden.

Herzog Bernhards Herkunft und Jugend

Bernhard wurde am 16.8.1604 als Sohn des Herzogs Johann III. von Sachsen-Weimar und seiner Ehefrau, Prinzessin Sophie Dorothea von Anhalt, in Weimar geboren. Schon vor Ablauf des ersten Lebensjahres des kleinen Bernhard verstarb sein Vater. Seine Mutter, die zusammen mit dem Geschichtsschreiber und späteren herzoglichen Rat Friedrich Hortleder (1559-1640) seine Erziehung vortrefflich geleitet hatte, verlor er auch schon mit knapp 13 Jahren. Später besuchte der die Universität Jena, verließ sie aber bereits nach einigen Monaten wieder und lebte dann am Hof seines Vetters, Johann Kasimir von Sachsen-Koburg (gest. 1633). Schon bald entschied sich Bernhard für eine militärische Laufbahn.

Weiterer Lebensweg

Der junge Soldat erlebte die ersten Kampfeinsätze im Dreißigjährigen Krieg unter Graf Ernst von Mansfeld 1622 bei Wiesloch und kurz darauf bei Wimpfen (Neckar) unter dem Markgrafen Georg Friedrich

von Baden-Durlach. 1623 kämpfte er als Offizier unter Christian von Halberstadt in der Schlacht von Stadtlohn (Westfalen) gegen die kaiserlichen Truppen unter General Tilly. Als Oberst und Regimentskommandeur trat der Einundzwanzigjährige 1625 in das protestantische Heer König Christians IV. von Dänemark ein. 1627 unterlag diese Streitmacht in Holstein den unter Wallenstein kämpfenden kaiserlichen Truppen. Daraufhin nahm Bernhard am Krieg der Niederländer gegen Spanien und an der Belagerung von Herzogenbusch teil.

Der für die protestantische Seite unglückliche Kriegsverlauf führte zum Eingreifen des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf. 1630 landete er in Pommern und drang rasch in Deutschland vor. Bernhard schloß sich ihm alsbald an. Nach einem erfolgreichen Gefecht an der Elbe unterhalb der Havelmündung (1631) begleitete er den Schwedenkönig auf seinem Siegeszug durch Franken. Dabei hatte er beim Sturm auf Wallensteins Lager bei Führth (Bayern) rühmlichen Anteil. Zu einem neuerlichen Zug Gustaf Adolfs nach Sachsen war dann auch Bernhard aufgebrochen, als es am 16.11.1632 bei Lützen (Kr. Merseburg) zu einer Hauptschlacht im Dreißigjährigen Krieg kam. Die kaiserlichen Truppen unter Wallenstein trafen auf Gustav Adolf, der auf diesem Schlachtfeld den Soldatentod erlitt. Danach übernahm Bernhard den Oberbefehl über das Schwedenheer, errang den Sieg auf dem Schlachtfeld und vertrieb die kaiserlichen Truppen aus Sachsen. Der schwedische Reichskanzler, Graf von Oxenstierna, der die politische Leitung des Krieges auf protestantischer Seite nach Gustav Adolfs Tod in die Hand nahm, übertrug nun Bernhard den Oberbefehl in Franken. Nach einem Sieg über den berühmten bayr. Kavalleriegeneral Johann von Werth und der Eroberung von Eichstätt erhielt der Weimarer von Oxenstierna ein aus Gebieten der früheren Bistümer Bamberg und Würzburg gebildetes Herzogtum Franken als schwedisches Lehen übertragen. Eine der glänzendsten Waffentaten des jungen Feldherrn Bernhard war die Eroberung von Regensburg am 4.11.1633. Durch die Niederlage der Schweden unter General Horn und Bernhard von Weimar in der Schlacht bei Nördlingen am 6.9.1634 erlangten die Kaiserlichen die Herrschaft über Süddeutschland. Die Truppenverbände der Evang. Union, die Bernhard befehligt hatte, waren weitgehend aufgerieben worden. Der Weimarer selbst war verwundet und verlor sein Herzogtum Franken. Wollte er nicht völlig resignieren, mußte er neue Truppen anwerben. Die nötigen Geldmittel dafür konnte nur Frankreich gewähren, zumal die mächtigsten protestantischen Herren im Reich, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, durch einen Friedensschluß mit dem Kaiser aus dem Krieg ausschieden (Prag 1635).

Bernhards Ziel - Fürstentum Elsaß

Nach dem Zusammenbruch des Heilbronner Bundes (Evang. Union) und dem Abschluß des Prager Friedens (1635) verhandelte Bernhard mit dem französischen Gesandten beim schwedischen Hauptquartier in Deutschland, Marquis de Feuquières, über eine Bereitstellung der nötigen Geldmittel für die Aufstellung seiner neuen Armee durch den König von Frankreich. Schließlich kam es zu dem Vertrag von Saint-Germain-en-Laye vom 27.10.1635 zwischen dem König Ludwig XIII. (1610-1643) von Frankreich und Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Es war ein Bündnisvertrag, in dem sich der König verpflichtete, jährlich 4 Millionen Livres an den Herzog zur Aufstellung und Unterhaltung einer Armee von 12 000 Mann zu Fuß und 6 000 Mann zu Pferd zu zahlen. Die auf seinen Namen verpflichtete Truppe sollte unter der Oberhoheit des Königs („sous l'autorité, de Sa Majesté,

Fortsetzung auf Seite 4

Bernhard von Sachsen-Weimar im Elsaß

Fortsetzung von Seite 3

de France") und dem König „envers et contre tous" (gegen und wider alle) dienen. Dafür gab und überließ der König dem Herzog die Landgrafschaft Elsaß und die Landvogtei Hagenau mit allen dem Haus Habsburg dort zustehenden Rechten unter der Bedingung, die Kirchengüter nicht anzutasten und das katholische Bekenntnis weiter bestehen zu lassen. Auf französischer Seite stand hinter diesem Vertrag Kardinal Richelieu (1585-1642), der seit 1624 als „Prinzipal-Minister" der Leiter der französischen Politik war. Herzog Bernhards ehrgeiziger Plan, sich ein eigenes Herzogtum zu schaffen, traf sich mit den Absichten und dem Bestreben Richelieus, eine entscheidende Schwächung Habsburgs in Süddeutschland herbeizuführen. Der französische Staatsmann betrachtete Bernhard als eine ideale Speerspitze für Frankreich, während der Deutsche mit eigenen Kräften die österreichischen Vorlande in seine Hand bringen wollte. Eigentlich widersprachen sich die Hoffnungen und Absichten beider Vertragspartner.

Bernhards Kampf und Ende am Oberrhein

Herzog Bernhard begann nun, mit Unterstützung Frankreichs am Oberrhein für ein eigenes Staatswesen zu kämpfen. Allerdings hatte er schon bald und immer wieder wegen der Subsidienzahlungen Streit mit Richelieu. Auch auf Grund seiner Doppelstellung als schwedischer General und Heerführer in französischem Sold waren Schwierigkeiten fast vorprogrammiert. Auf Wunsch Frankreichs mußte er zunächst in der Freigrafschaft Burgund gegen den kaiserlichen General Savelli zu Felde ziehen. Durch seinen Sieg über Herzog Karl von Lothringen 1637 zwischen Gray und Besançon konnte Bernhard dessen Vormarsch auf das Elsaß vereiteln.

Bereits zu Beginn des Jahres 1638 bemächtigte er sich der Städte Säckingen, Lauffenburg und Waldshut. Dann belagerte und bezwang er die Feste Rheinfelden. Dabei schlug er die überlegenen kaiserlichen Streitkräfte und nahm die Generale Savelli und von Werth gefangen. Im Frühjahr 1638 eroberte Bernhard die Festung Röteln, die den Zugang zum Wiesental sichern sollte. Als kurz darauf der Brückenkopf Neuenburg und Freiburg, der Hauptort des Breisgaus, vom Herzog genommen wurden, verblieb den Habsburgern nur noch die Festung Breisach als letzter Stützpunkt am Oberhein. Bernhard begann unverzüglich ihre Belagerung. Alle Versuche kaiserlicher Truppen Breisach zu entsetzen, wurden von Bernhard abgewiesen. Ausgehungert mußte schließlich Breisach am 7.12.1638 kapitulieren.

Richelieu forderte jetzt die Belegung Breisachs mit französischen Truppen. Bernhard jedoch wollte die Stadt zum Mittelpunkt seiner Herrschaft am Oberrhein machen und dachte nicht daran, sie an Frankreich auszuliefern. Da sich Richelieu nicht stark genug fühlte, ihm mit Gewalt zu begegnen, war er zu Verhandlungen bereit. Um Bernhard für seine Bestrebungen zu gewinnen, bot er ihm sogar die Hand seiner Nichte, der Herzogin von Aiguillon.

Aber Bernhard beharrte auf seinem Plan und ließ sich nicht ködern. Er richtete in Breisach seinen Regierungssitz ein und ernannte seinen Generalmajor Johann Ludwig von Erlach zum Gouverneur der Stadt und Statthalter von Vorderöstereich, das er weitgehend besetzt hatte.

Um gegenüber Kardinal Richelieu Entgegenkommen zu zeigen, zog er mit einem Teil seiner Truppen nach Südwesten und eroberte die Festung Landskron sowie die Schlösser Pontarlier und Joux im Jura, so daß er die wichtigsten Jurapässe und die Burgundische Pforte für Frankreich kontrollieren konnte. Als Bernhard nach Rückkehr aus dem Sundgau im Juli 1639 sein Lager in Neuenburg am Rhein aufschlug, erkrankte er und starb nach nur fünftägigem Krankenlager am 18.7.1639, kurz vor Vollendung seines 35. Lebensjahres. Es wurde davon gesprochen, daß ihm sein Leibarzt Gift gereicht habe. Der Herzog soll in der Überzeugung gestorben sein, daß Richelieu an seinem Tod nicht unschuldig war. Für den Verdacht konnten aber keine Beweise erbracht werden.

Über das Erbe des Bernhard von Weimar entstand ein langwieriger Streit unter allen Kriegsmächten. Frankreich beanspruchte auf Grund des Subsidienvertrags von 1635 die Armee des Verstorbenen. Bernhard hatte unmittelbar vor seinem Tod durch ein Testament versucht, seine Eroberungen seinem Hause zu sichern. Er wollte, daß seine ruhmreiche Armee als Ganzes erhalten bleibt. Die Brüder des Weimarers waren aber weder finanziell noch militärisch in der Lage, diesen letzten Willen des Feldherrn durchzusetzen. Bernhards Gouverneur, Generalmajor von Erlach, überließ am 9.10.1639 gegen Zahlung einer Entschädigung die Armee und die eroberten Gebiete dem König von Frankreich. So hatte Frankreich gegen den letzten Willen Bernhards die Macht im Elsaß gewonnen.

Bernhard von Weimar, der bedeutendste protestantische Feldherr im Dreißigjährigen Krieg, wollte mit militärischen Mitteln und mit Unterstützung Frankreichs am Oberrhein innerhalb des Reiches ein eigenes erbliches Herzogtum errichten. Als Lutheraner hatte er sich der Sache des Protestantismus verschrieben. Außerdem vertrat er die deutsche Fürstenlibertät (gewisse Handlungsfreiheit gegenüber dem Kaiser). Sein früher Tod hat eine Probe auf die Richtigkeit dieser Poltik verhindert.

Frankreich hatte zwar vorrangig das Ziel, Österreich aus dem Elsaß zu verdrängen, aber auch die Absicht, selbst an den Rhein heranzurücken. In Bernhard, der französischer Geldmittel bedurfte, sah Richelieu nur ein Werkzeug, um sein Ziel zu erreichen. Gegenüber Bernhard hatte Richelieu auch den Vorteil, daß ihm die Schweden vor ihrem Abzug eine Anzahl elsässischer Festungen (u.a. Breisach) überließen. Das waren Faustpfänder, mit denen unliebsame Aktivitäten Bernhards gebremst werden konnten. So mußte der Weimarer mehr in der Hoffnung auf die Auswirkungen seiner Taten als in der Freude an einer unabhängigen Stellung leben.

Für den Fortbestand des Elsaß wäre eine Herrschaft durch Bernhard sicher nicht schädlich gewesen. Aber sein Plan widersprach den Absichten Richelieus total und hätte deshalb früher oder später zum Bruch der Beziehungen der beiden geführt. Durch den plötzlichen Tod Bernhards entfiel die Entscheidung über das Vorhaben Bernhards. Der Versuch, das Elsaß in der Hand eines deutschen Fürsten zu vereinigen, war gescheitert. Eine Episode der Geschichte, Bernhard ein tragischer Held. kk

Potentilla alsatica

Während 530 Pflanzenarten im Elsaß auszusterben drohen, wurden andererseits hier in den letzten Jahren auch zwei neue Arten entdeckt. Vor zehn Jahren fand Clode Jérôme aus Rosheim auf dem Hochfeld (Champ du feu, mit 1100 m die höchste Erhebung der Mittelvogesen) eine bisher völlig unbekannte Bärlapp-Art (Lycopodium), und kürzlich entdeckte Professor Dr. Thomas Gregor aus Vechta (Emsland) in den Weinbergen bei Colmar und im Norden der Hardt eine neue Potentilla (Fingerkraut), die den Namen Potentilla alsatica erhielt. amg

Erinnerungen eines Elsässers

Frau Oda Ertz, Witwe von Michael Ertz, dem früheren Vorsitzenden der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung, hat dessen

„Erinnerungen: Ein Elsässer zwischen Frankreich und Deutschland"

herausgebracht. Michael Ertz war zuletzt Dekan des evangelischen Kirchenkreises Eppingen und verbrachte seinen Ruhestand in Bretten bei Karlsruhe.

Das Buch wird am **12. November 2005** im Alten Rathaus in Bretten vorgestellt. Unsere Mitglieder und Leser sind bei der Veranstaltung willkommen. In der nächsten Ausgabe unserer Zeitschrift werden wir das Buch vorstellen und die Bezugsquelle nennen können.

Der Katholikentag in Straßburg

Vor einhundert Jahren, im August 1905, hat in Straßburg der 52. Deutsche Katholikentag, damals Generalversammlung der Katholiken Deutschlands genannt, stattgefunden. Dieses Jubiläum soll Anlaß sein, an den ersten im Reichsland Elsaß-Lothringen veranstalteten Deutschen Katholikentag zu erinnern.

Massenhafter Andrang

Der Katholikentag begann am Sonntag, dem 20. August 1905, mit einem von dem Straßburger Bischof Dr. Adolf Fritzen im Münster zelebrierten Pontifikalamt. Tausende von Katholiken waren mit Zügen in die Hauptstadt des Elsasses gekommen – gegen Mittag befanden sich bereits 35.000 Gäste in der Stadt –, so daß bei weitem nicht alle an dem Gottesdienst im Münster teilnehmen konnten. Ja, auch die Zahl der katholischen Kirchen Straßburgs war zu klein, und es mußte in der Festhalle eine zusätzliche Messe zelebriert werden, die der Pfarrer von St. Peter hielt. Diesem Gottesdienst wohnten vor allem die Vertreter der katholischen Vereine bei. Hinter dem Altar war eine Büste von Papst Pius X. aufgestellt. Am Schluß sang die tausendköpfige Menge das Tedeum.

Festzug durch Straßburg

Allen Ankommenden war ein Festblatt, ein „Willkommen in Straßburg" enthaltend, in die Hand gedrückt worden. Um 11 Uhr tagte die Generalversammlung des Augustinus-Vereins zur Pflege der katholischen Presse im Sängerhaus. Ab halb zwei Uhr bewegte sich bei glühender Nachmittagshitze länger als drei Stunden der Festzug der katholischen Vereine durch die Stadt. 36 000 Menschen nahmen daran teil, die doppelte Anzahl bildete Spalier. Ein Pikett Feuerwehr eröffnete den Zug, die Flagge des Deutschen Reiches tragend. Es folgten zwei Herolde und der Wagen des Festzugsleiters. Danach kam die in Landsknechtstracht gekleidete Kapelle des 9. Husarenregiments.

Abordnung der Vereine

Die Abgesandten einiger der elsaß-lothringischen Vereine waren in malerischer Tracht gekommen. Die Jünglingsvereine zeigten sich in schneeweißen Hosen, schwarzen Knieströmpfen, dunklen Blusen und weißen Käppis. Besonderes Aufsehen erregte der Jünglingsverein von Gebweiler. Bayern hatte viele Vereine entsandt, desgleichen Baden. Aus Württemberg waren 391 Mann aus elf Vereinen angereist, aus Preußen 1958 Vereinsmitglieder aus 32 Vereinen erschienen.

Bischöfe und Honoratioren

Lebhaft begrüßt wurde eine 318 Mann zählende Gruppe aus der Schweiz und die Vertreter des deutschen Gesellenvereins zu Paris. Am Münster war eine Tribüne aufgebaut, auf der die Honoratioren und die Vertreter des Episkopats saßen. Als der Wagen des Festzugsleiters dort angelangt war, hielt dieser vor Bischof Fritzen eine Huldigungsansprache, die mit einem Hoch auf den deutschen Episkopat ausklang. Auf der Tribüne waren auch Bischof Willibrord Benzler OSB, Bischof von Metz, der Straßburger Weihbischof Dr. Franz Zorn von Bulach und Professor Dr. Albert Ehrhardt, ein aus dem Elsaß stammender Geistlicher (der in der Zwischenkriegszeit für einige Jahre dem Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich als Präsident vorstehen sollte). Auch Justizrat Dr. Porsch aus Breslau, der Präsident des 1904 in Regensburg abgehaltenen Deutschen Katholikentages, befand sich bei den Bischöfen.

Hauptversammlung

Nach der Beendigung des Zuges suchten alle Teilnehmer ihre Versammlungslokale auf, etwa das Priesterseminar, den Exerzierschuppen der Manteuffel-Kaserne, die Halle des alten Bahnhofs, die Aubette. Die Stätte der Hauptversammlung war die große Festhalle am Steinring. Eine Stunde dauerte es, bis alle 10 000 dortigen Teilnehmer eingezogen waren. Die anderen fanden in neun weiteren Festräumen Platz. Der Präsident des Zentralkomitees, Graf Droste-Vischering, eröffnete die erste Versammlung des Katholikentages. Er begrüßte vor allem die Schweizer, indem er u. a. ausführte: „Sie sind gekommen, um mit ihren katholischen Glaubensgenossen aus allen deutschen Gauen sich zu vereinigen und ein Glaubensbekenntnis abzulegen."

Kirche und Gesellschaft

Dann ging er zu allgemeinen Fragen des Zeitgeschehens über und erklärte: „Wir wollen unser Augenmerk richten auf die Besserung und Hebung unserer gesellschaftlichen Lage im engen Anschluß an das Christentum – hier brandete stürmischer Beifall auf –, unterwürfig um des Gewissens willen der weltlichen Obrigkeit im Widerspruch zu den Sozialdemokraten." Hier gab es erneut stürmischen Beifall. Als nächster Redner ergriff im Auftrag von Bischof Fritzen, dessen Stimme – er war 67 Jahre alt – die Festhalle nicht mehr hätte füllen können, der Straßburger Weihbischof Zorn von Bulach das Wort. Nach des Weihbischofs Ansprache erteilte Fritzen den knienden Anwesenden den bischöflichen Segen.

Huldigung für den Kaiser

Zum Abschluß sandte die Versammlung ein Telegramm an den Kaiser, in dem sie ihm „den Ausdruck tiefster Ehrfurcht und untertänigster, dankbarster Huldigung" entgegenbrachte und versicherte, „das auf tiefster Religiösität ruhende Gelübde unerschütterlicher Treue aufs neue vor Ew. Majestät Thron" niederzulegen. Die Versammlung werde bestrebt sein, „in allen ihren Arbeiten zum Heile des geliebten Vaterlandes ein einträchtiges Wirken aller derjenigen, die unter Ew. Majestät erhabenem Scepter Gott und dem Vaterlande dienen wollen, nach besten Kräften zu fördern". Der Kaiser dankte der Versammlung mit einer an den Erbprinzen Alois von Löwenstein gerichteten Depesche, die in der zweiten Generalversammlung verlesen wurde.

Politische Grundsatzfragen

In der zweiten öffentlichen Generalversammlung wurde die Frage der Mission in Afrika angesprochen – dies auch vor dem Hintergrund des Hereroaufstandes. Nur mit dem Christentum werde man die Eingeborenen für das Reich gewinnen, führte Pater Nachtwey aus Kamerun aus. Dann sprach der Reichstagsabgeordnete de Witt über die Toleranzfrage und unterschied dogmatische Toleranz, zu der sich Katholiken nicht verstehen könnten, von bürgerlicher Toleranz, für die in einem modernen paritätischen Rechtsstaat wie Deutschland auch die Katholiken einträten. Der Kapuzinerpater Auracher aus Altötting sprach dann über die Frauenfrage. Der 22. August brachte die Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland. Von dessen insgesamt 470 000 Mitgliedern wohnten allein 35 000 in Elsaß-Lothringen. Im Reichsland zählte der Verein damit mehr Mitglieder als in Württemberg, Baden, Schlesien, der Provinz Hannover und Bayern. In der Versammlung ergriff nach dem Straßburger Bischof Fritzen und dem elsässischen Reichstagsabgeordneten Vonderscher, der den Wahlkreis Schlettstadt, dem er auch entstammte, im Reichstage vertrat, der Generalsekretär des Vereins, Dr. Pieper, das Wort und forderte, daß eine christliche Gewerkschaftsbewegung die sozialdemokratische ablösen müsse.

Lothringer Katholiken

Für die lothringischen Volksvereinsmitglieder, von denen 5000 ihrer französischen Sprache wegen den Verhandlungen leider noch nicht folgen könnten, sprach Abbé Tilly aus Metz. Er rief unter Beifall aus: „Français où allemand – alle sind wir katholisch, und da haben unsere französisch sprechenden Genossen, den Blick nach Westen gerichtet, wohl erkannt, daß vor allem eins notwendig ist, eins hochzuhalten ist, das ist die katholische Fahne." Diese Äußerung tat Abbé Tilly in Hinblick auf die scharf kirchenfeindliche Politik der französischen Republik. Der letzte Redner, der Abgeordnete Trimborn aus Köln, schloß mit einem Hoch auf Kaiser und Papst.

In der gleichzeitig im Sängerhaus stattfindenden zweiten geschlossenen Generalversammlung wurde u. a. über die Unter-

Fortsetzung auf Seite 6

Die europäische Post der Thurn und Taxis

„L'Europe postale des Tour et Tassis - Thurn und Taxis „ (Die europäische Post der Thurn und Taxis) ist das Thema der großen diesjährigen Sonderausstellung im Musée de la Communication en Alsace (Museum für Kommunikation im Elsaß) in Reichenweier/Riquewihr. Sie steht unter dem besonderen Schutz des Vorsitzenden der Parlamentarischen Versammlung des Europarats, René van der Linden. Die schriftlichen Erläuterungen sind in französischer, deutscher und englischer Sprache abgefaßt. Gruppenführungen werden auf französisch, deutsch, englisch und elsässisch angeboten.

Wertvolle Ausstellungsstücke

Leihgeber der ausgestellten Objekte (u.a. Uniformen, Posthörner, Briefe, Stempel, Karten, Postbücher, Postverträge, Modelle von Postkutschen) sind das Pariser Postmuseum, die Museen für Kommunikation in Frankfurt/M. und Nürnberg, das Archiv für Philatelie in Bonn, das fürstliche Zentralarchiv des Hauses Thurn und Taxis in Regensburg sowie der Sammler André Peine in Straßburg.

Am 1. März 1500 ernannte König Philipp I. (der Schöne) von Kastilien den aus Bergamo stammenden Franz de Tasse/von Taxis zum „capitaine et maître de nos postes" (Kapitän und Chef unserer Posten). Kaiser Maximilian I. (1493-1519) beauftragte Franz von Taxis und dessen Neffen Johann Baptista mit der Einrichtung und Führung einer Nachrichtenvermittlung für sein ganzes Reich. Die erste reguläre Postverbindung wurde 1505 zwischen Innsbruck und Mecheln eingerichtet. Bald kamen weitere Routen hinzu, die von den Niederlanden nach Spanien, Italien und Österreich führten, bis schließlich alle großen europäischen Städte durch das Kommunikationsnetz des Taxisschen Familienunternehmens miteinander verbunden waren. Frankfurt/M., Köln und Straßburg kam dabei wegen ihrer besonderen geographischen Lage eine besondere Bedeutung zu. In der Ausstellung wird auch deshalb der Briefwechsel zwischen dem Straßburger Postmeister Balthasar Krauth, gest. 1668, und Alexander von Thurn und Taxis gezeigt.

Den Habsburgern ergeben

Den zweiten Teil ihres Namens (von Thurn) erhielten die erblichen kaiserlichen Generalpostmeister allerdings erst nach der Schlacht am Weißen Berg (8. Nov. 1620), als die Habsburger den Besitz der reichen und zahlreichen aufsässigen protestantischen Untertanen in Böhmen einzogen, an ihre Parteigänger verteilten und ihre enteigneten Gegner hinrichten ließen; den Taxis fielen dabei Name, Titel und Besitzungen von Matthias von Thurn zu, einem der wichtigen Führer der böhmischen Nationalbewegung.

Das Postmonopol der Familie Thurn und Taxis galt fast 400 Jahre lang. Den Höhepunkt seiner Bedeutung erreichte es vor der Französischen Revolution. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde die Post nach und nach in Staatseigentum überführt (in Preußen 1867). amg

Die Ausstellung „L'Europe Postale des Tour et Tassis ist noch bis zum 18. Dezember zu sehen, danach noch einmal vom 3. bis 18. Dezember. Musée de la Communication en Alsace, F-68340 Riquewhir/Reichenweiher (Schloß). Öffnungszeiten: täglich außer Montag 10.00 bis 17.30 Uhr. Eintritt 4 Euro (Kinder 2,50 Euro), Ermäßigung für Gruppen und Familien.

Elsässische Spruchweisheit

Dar, wo sich net rota losst,
Dam isch nit z'halfa.
(mitgeteilt von Dr. J. Lefftz)

Deutscher Katholikentag 1905 in Straßburg

Fortsetzung von Seite 5

stützung der Diaspora und den Schutz der Landwirtschaft gesprochen.

Fragen der Mission

Gegenstände der weiteren Straßburger Beratungen waren die Missionen im Orient, über die bekanntlich Frankreich von alters her das Protektorat beanspruche. Prinz Arenberg führte dazu aus, daß die deutsche Regierung, das Zentrum und der Heilige Stuhl das Recht Frankreichs nicht antasten wollten. Die deutsche Regierung könne aber nicht darauf verzichten, ihre Untertanen im Orient, seien sie nun Geistliche, Ordensleute oder Laien, zu schützen. „Wir brauchen uns nicht von anderen regieren und protegieren lassen. Wer aber im Orient war, weiß, mit welchen großen Mitteln dort die englischen und amerikanischen Missionen auftreten. Deshalb ist es Pflicht der deutschen Katholiken, ihre Missionen im Orient, das Vermächtnis des großen Papstes Leo XIII.nach besten Kräften zu fördern."

Hochschulen, Presse, soziale Frage

Besprochen wurde auch die Frage der katholischen Studentenkorporationen, und es wurde dazu ein u. a. von dem an der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg lehrenden Historiker Professor Martin Spahn eingebrachter Antrag angenommen. Weitere Themen waren die katholische Arbeiterpresse, die Hebung des Handwerkerstandes und die Förderung der Arbeiterfortbildung. Die soziale Frage könne nur auf dem Boden des Christentums gelöst werden.

Der Straßburger Katholikentag löste in der deutschen Presse überwiegend ein günstiges Echo aus. Auch Presseorgane, die dem Katholizismus und insonderheit dem politischen Katholizismus (der sich im „Zentrum" organisiert hatte) im allgemeinen wenig freundlich gegenüberstanden, äußerten sich wohlwollend bis anerkennend, so die „Münchener Neuesten Nachrichten", die „Deutsche Tageszeitung", der „Reichsbote", der „Hamburgische Korrespondent" und der „Hannoversche Kourrier".

Der Katholikentag des Jahres 1905 sollte nicht der einzige auf dem Boden des Reichslandes Elsaß-Lothringen gefeierte bleiben. Acht Jahre später, im Jahre 1913, fand in Metz die 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands statt. rb

Waffen für den König

Im „Musée de Fer" (Eisenmuseum) in Reichshofen südlich von Bad Niederbronn ist bis zum 2. Oktober eine Sonderausstellung zu sehen, deren Thema lautet: „De Klingenthal à Baerenthal: la manufacture d'armes blanches" (Die Klingenfabriken von Klingenthal bis Baerenthal).

Der Ort Klingenthal nördlich des Odilienbergs verdankt seine Entstehung einer Fabrik, die dort auf Grund eines königlichen Patentbriefs vom 15. Juli 1730 errichtet wurde, um die Waffen für die französische Armee, die man bisher aus Solingen bezogen hatte, im Königreich selbst herzustellen. Sie war mit besonderen Privilegien ausgestattet, doch mußte der Preis der Waffen mindestens um 10 Prozent unter dem der Solinger Klingen liegen.

Die Arbeiter der Klingenthaler Manufaktur kamen zunächst aus Solingen. Viele blieben ganz im Lande wie Clemens Engels, der um 1750 in Rauweiler ansässig und zum Stammvater einer ganzen Dynastie von Messerschmieden wurde.

In Bärental (Kreis Saargemünd/Saarguemines) erbaute die landgräflich Hessen-Lichtenberg'sche Herrschaft um 1700 ein Hammerwerk und eine Blechschmiede. In Reichshofen wurde 1767 ein Eisenwerk durch den Freiherrn von Dietruch errichtet. amg

Fresken entdeckt

Bei Restaurierungsarbeiten im aus dem 13. Jahrhundert stammenden Chorturm der evangelischen Kirche von Prinzheim im Hanauerland wurden kürzlich Fresken entdeckt, die vermutlich aus der Erbauungszeit des Turmes stammen. Dargestellt sind die vier Evangelisten, Szenen aus dem Leben Jesu und Christus als Weltenrichter.

„Graf Jakob von Lichtenberg“ und „Bärbele von Ottenheim“

Die wechselvolle Geschichte zweier Plastiken des Nikolaus Gerhaert van Leyden

Es ist jetzt 70 Jahre her, daß die berühmte Büste „Bärbele von Ottenheim“, die seit dem Brand der Straßburger Bibliothek 1870 als verloren galt, durch Zufall in einem Nachlaß in Landau in der Pfalz gefunden wurde und von dem Frankfurter Städelschen Kunstinstitut erworben werden konnte. Ihr Wiederauftauchen im Sommer 1935 löste bei den Kunstfreunden Begeisterung aus. Die „Frankfurter Zeitung“ nannte sie „eines der größten Meisterwerke der deutschen Plastik, dem kaum

Der 1935 gefundene Teil der Plastik

etwas Ähnliches an die Seite gestellt werden kann“, und die „NSZ Rheinfront“, Neustadt a.d. H., verglich ihr Lächeln mit dem der Mona Lisa, das „in gleich rätselhafter, lieblicher und bezaubernder Reife ein deutscher Meister des ausgehenden Mittelalters in Stein gemeißelt“ habe.

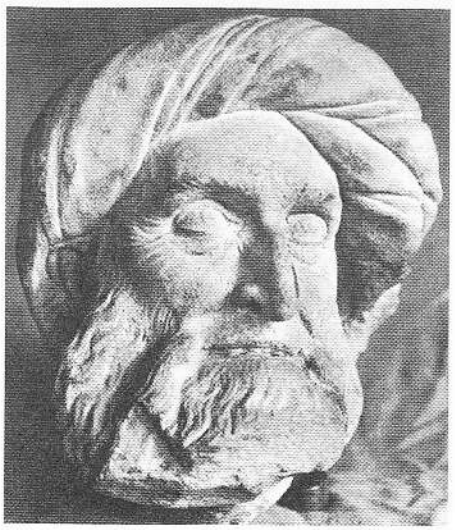
Der Künstler Nikolaus Gerhaert van Leyden

Über das Leben Nikolaus Gerhaerts van Leyden, der als der größte Steinbildhauer des 15. Jahrhunderts gilt, ist wenig bekannt; 1487 wird seine Tochter Apollonia als Gattin des Goldschmieds Georg Schongauer (ein Bruder des Kupferstechers und Malers Martin Schongauer) erwähnt. Einem Ruf Kaiser Friedrichs III. nach Wien kam Nikolaus Gerhaert 1463 nicht nach, sondern wirkte, von Trier kommend, 1463 bis 1467 in Straßburg, wo er 1464 das Bürgerrecht erhielt. Erst 1467 begab er sich in den Dienst des Kaisers. Die Stadt Straßburg hatte 1462 ihre Pfalz, das Rathaus, durch einen neuen Bau erweitern lassen. Das Portal dieser „Neuen Kanzlei“ zum Innenhof hin schmückte Nikolaus Gerhaert mit dem Stadtwappen, einem Muttergottesbild mit Engeln sowie den Büsten eines bärtigen Mannes und einer jungen Frau, die in den Hof hinunterschauten.

Wen stellen diese beiden Bildnisse dar? Im Laufe der Zeit wurden sie für Vergil als

Abguß der unzerstörten „Bärbel“

Zauberer und eine schöne Kaiserstochter, für Aristoteles und Phyllis oder für Augustus (oder einen Seher) und die tiburtinische Sibylle gehalten. Schon im 16. Jahrhundert kam auch die Deutung „Graf Jakob von Lichtenberg“ und „Bärbele von Ottenheim“ auf, und diese Namen blieben ihnen bis heute.



„Graf Jakob von Lichtenberg“

Bruderkampf um Lichtenberg

Im Jahr 1462 hatte der „Weiberkrieg von Buchsweiler“ Aufsehen erregt. Damals revoltierten die Untertanen des Grafen Jakob von Lichtenberg (1416-1480), unterstützt von dessen Bruder Ludwig, gegen Jakobs Wirtschafterin, die schöne und tüchtige Barbara, Tochter eines Handwerkers aus dem heute badischen Ottenheim, das damals zur Grafschaft Lichtenberg gehörte. Die schöne Barbara führte ein scharfes Regiment und hatte den Untertanen hohe Frondienste auferlegt.

„Redlich und lauter“

Den Aufruhr beendete ein Vergleich zwischen den Lichtenberger Brüdern. Doch Graf Jakob, damals ein kinderloser Witwer, der sich weniger mit Staatsgeschäften als mit alchemistischen und astrologischen Studien abgab, hielt weiterhin an Barbara fest, wie aus einer Urkunde vom 10. August 1464 hervorgeht: *„also die ersame Barbel von Ottenheim lange zit unser dienerin gewesen ist und von unsernt wegen unser lant und lute geregiret und gestrofet ... das do solich regiren, strofen, innemen und usgeben alles mit unserm wissen, guten willen und geheiße zugangen und geschehen ist, und ouch das die egenannte Barbel uns umbe alle innome und usgobe ... ein rehte, redeliche, luter, ganze vollkommen rechenung geton hat ...“*

Bärbel von Ottenheim lebte ab 1462 in Hagenau, wo ihr Graf Jakob ein großes Anwesen, den sog. „Stephansfelder Hof“, geschenkt hatte; 1484 wurde sie der Hexerei angeklagt und starb einen ungeklärten Tod im Gefängnis.

Schicksal der Kunstwerke

Zurück zu den beiden Porträtplastiken. Im Jahr 1686 brannte die Kanzlei ab, doch die Büsten blieben weiterhin an Ort und Stelle. Nachdem in der Französischen Revolution die Pfalz 1789 beschädigt und dann abgebrochen wurde, kamen „Jakob von Lichtenberg“ und „Bärbel von Ottenheim“ in die Straßburger Stadtbibliothek. Noch 1851 teilte der Bibliothekar und Archivar Ludwig Schneegans seinem Freund August Stöber auf dessen Anfrage hin mit: *„Beide Büsten sind noch auf der Bibliothek vorhanden; es sind wahre Meisterstücke, aber leider zum Theil zerschlagen; der Kopf der schönen Bärbel insbesondere ist wunderschön. Es ist eines der ausgezeichnetsten Kunstwerke, die ich kenne. ... Die Quittung des Künstlers für seine erhaltene Zahlung ist noch im Archive.“*

Bis 1914 bzw. 1935 verschollen

Neunzehn Jahre später brach der Französisch-deutsche Krieg aus. Bei der Beschießung Straßburgs 1870 wurde die Stadtbilbliothek zerstört. Die beiden Plastiken galten danach als verschollen, bis der Straßburger Bürgermeister Otto Back 1914 den männlichen Kopf im Hanauer Geschichtsmuseum entdeckte und 1915 durch Tausch nach Straßburg zurückbrachte, wo er seitdem im Frauenhausmuseum zu sehen ist. Es dauerte noch einmal zwanzig Jahre, bis auch die schöne Bärbel wieder auftauchte. Sie lächelt jetzt im Frankfurter Liebieghaus, dem Museum alter Plastik. Ganz entbehrt sie dabei nicht der heimatlichen Umgebung. Das Städelsche Kunstinstitut und Museum, zu dem die Skulpturensammlung gehört, geht auf die Stiftung einer Patrizierfamilie zurück, die nach der französischen Okkupation von 1681 aus Straßburg emigrierte. amg

Das Schillerfest in Mülhausen am 10. November 1859

Am 9. Mai jährte sich zum 200. Mal der Todestag Friedrich Schillers (1759-1805). Aus diesem Anlaß wird das ganze Jahr über in den Medien und in Museen, Theatern und Universitäten an den großen deutschen Dichter erinnert.

Muttersprache im Elsaß

Auch 1959, 1905 und 1859 waren Schiller-Jubiläumsjahre, wobei das erste Schillergedenken 1859 im gesamten deutschen Sprachraum außerordentlich enthusiastisch ausfiel und sich mit der liberalen Einigungsbewegung verband. Auch im Elsaß hatte die 1859 neuaufflammende Verehrung für den National- und Freiheitsdichter Auswirkungen. Mehrere Artikel im „Elsässischen Samstagsblatt" befaßten sich mit Schiller. Diese Wochenzeitung war im Mai 1856 als Organ des literarischen Vereins Concordia gegründet worden, bestand bis 1866 und verfolgte das Ziel, „der alten ehrenwerten Muttersprache ein Organ im Elsaß zu gründen und unseren Schriftstellern Gelegenheit zu verschaffen, ihre Erzeugnisse in der Heimat, die man ja immer zunächst im Auge hat, bekannt zu machen." Redakteur des Blattes war Georg Zetter (Schriftstellername: Friedrich Otte). Neben August Stöber und weiteren Elsässern zählten auch deutsche und Schweizer Schriftsteller zu den Mitarbeitern.

Internationale Festversammlung

Von der Concordia ging 1859 die Idee aus, am 10. November 1859, dem Tag, an dem der Dichter vor 100 Jahren geboren wurde, in Mülhausen eine Schillerfeier zu veranstalten. Das Interesse war so groß, daß sich das Festkomitee unter dem Vorsitz August Stöbers entschloß, zwei Säle im Gasthaus „Zur Stadt Paris" zu mieten. Unter den etwa 80 Teilnehmern waren auch Schweizer und Fransosen. Die Feier begann um 19 Uhr und wurde mit einem von Karl Jungnickel für vierstimmigen Männerchor komponierten Lied „An die Freude" eröffnet. Es folgten ein Vortrag Schillerscher Gedichte und ein Lobgedicht Friedrich Ottes auf Schillers Genius.

Geistiges Band der Sprache

Die Festrede hielt August Stöber. Er führte darin aus, daß an diesem Tag die Schweizer den Dichter feiern, der in einem seiner schönsten Werke den Retter ihres Vaterlandes dargestellt habe, und daß Söhne Frankreichs sich daran erinnerten, daß die Nationalversammlung am 26. August 1792 ihm „als einem Freunde der Menschheit", wie es in dem Dekret heißt, das französische Bürgerrecht verliehen hatte. Stöber fuhr dann fort: „Wir Elsässer besonders konnten nicht ausbleiben. Soweit unsere geistige Bildung hinaufreicht in die Jahrhunderte, nähren und laben wir uns am Quell deutschen Geisteslebens. Vom Mönche von Weißenburg herab, dessen 'Christ' das älteste Denkmal deutscher Poesie ist, bis zur Neuzeit ist unsere heimatliche Literatur ununterbrochen mit derjenigen des alten Mutterlandes verwachsen. Dieses geistige Band, das uns an dasselbe knüpft, werden wir hoffentlich sobald nicht abschneiden!"
Stöber erinnerte auch daran, daß Schiller in der Balade „Der Gang nach dem Eisenhammer" eine vermeintlich elsässische Sage behandelt hat und daß Karl Hoffmeister, der Verfasser der ersten auf den Quellen aufgebauten Biographie Schillers (in 5 Bänden, 1838-1842) als Pfarrerssohn im unterelsässischen Hunspach aufgewachsen ist.

Gemütvolles Fest

Der zweite Teil des Festes galt dem geselligen Beisammensein mit einem Abendessen, dem Trinksprüche, Lieder und Gedichtvorträge folgten. Die Sammlung für einen Baustein zum Schillerdenkmal in Marbach erbrachte 93,20 Franken. Die letzten Gäste blieben bis zur zweiten Morgenstunde.

Wirkung im Elsaß

Georg Zetter berichtete im „Elsässischen Samstagsblatt" über den Verlauf und bedauerte, daß weder Weißenburg noch Straßburg, wo doch Goethe, Herder, Jung-Stilling, Lenz und andere schönste Jahre verlebten, noch Colmar, Sitz elsässischer Meistersänger und Geburtsort Pfeffels, noch Schlettstadt, auf dessen Lehrstühlen zur Reformationszeit die bedeutendsten Männer des Landes saßen, Miene machten, eine Schillerfeier zu veranstalten. Der Professor der Naturwissenschaften, Dr. Friedrich Kirschleger, der im „Elsässischen Samstagsblatt" unter dem Namen „Magister Friedrich" regelmäßig Artikel („Straßburger Briefe")veröffentlichte, schrieb: „Die deutsch lesenden Männer zu Straßburg, namentlich an hohen Instituten, mangeln meistens der Initiative, des Herzensmuths. ... Sie wähnen, daß sie nicht mucksen dürfen; sie befürchten große Gefahren zu laufen, wenn sie anders als halblaut oder ganz 'heimlich' reden. Jede freie Regung könne übel gedeutet werden, meinen sie. ..." Er selbst geniere sich nicht im geringsten, als treuer französischer Patriot die deutsche Bildung zu verteidigen. Kirschleger sandte auch einen Artikel an den Straßburger „Niederrheinischen Kurier", den dieser jedoch nicht veröffentlichte. Er erinnerte daran, daß der „Sieger von Solferino" (Napoleon III. hatte am 24. Juni 1859 Österreich besiegt) ein Verehrer Schillers sei und 1841 die „Ideale" übersetzt habe, wobei ihm zwar ein Fehler unterlaufen sei. Den noch deutsch lesenden Familien schlug Kirschleger vor, am Jubiläumstag zu Hause ein Gedicht Schillers oder Stücke aus einem seiner Dramen laut zu lesen. Den Straßburger Gesangsvereinen empfahl er, in ihren „Locaux spéciaux" Schillerlieder zu singen.

Aber in Straßburg gar nichts

Auch der Dichter Gustav Mühl meldete sich im „Elsässischen Samstagsblatt" zu Wort. Da er von dem Schillerfest in Mühlhausen nichts gewußt hatte, war er zu lieben Freunden nach Karlsruhe gefahren, um an der dortigen Gedenkfeier teilzunehmen. Er machte darauf aufmerksam, daß im Gegensatz zu Straßburg in Paris, Metz, Bordeaux, Turin, ja selbst in St. Petersburg Schillerjubiläen stattfanden. amg

---

Mundartdichtung

Paul Muhlheim: Bi'm Rùmspolaise. „Le génie oral du dialecte est transporté avec vivacité et justesse" (Adrien Finck).
Ausgezeichnet mit dem Mundartpreis 2004 der „Societé des écrivains d'Alsace, de Lorraine et du territoire de Belfort.
Bezugsquelle: Paul Muhlheim; 10, rue des Fleurs; F-67450 Lampertheim; Telefon 03 88 20 92 73.

Aus dem Dreißigjährigen Krieg

Bei Forbach in Lothringen haben Lokalhistoriker unlängst im Wald der Pfisterquelle (gelegen auf dem Bann des Dorfes Etzlingen/Etzling) die Grotte wiederentdeckt, in der eine Frau im Dreißigjährigen Krieg Zuflucht suchte, nachdem plündernde Söldner 1635 ihr Haus angezündet und ihren Mann und ihr Kleinkind getötet hatten. Die Frau lebte danach bis zu ihrem Tod in der Grotte. Die Heimatforscher wollen diese Epoche nicht ganz in Vergessenheit geraten lassen.

Gut verloren, nichts verloren,
Mut verloren, viel verloren,
Ehre verloren, alles verloren.
(Lazarus von Schwendi 1522-1583)

Die Narren, die vergeh'n,
Die Narrheit bleibt bestehe'n
(Sebastian Brant 1458-1521)

Einige alte Straßburger Wirtshausnamen

Blöjer Aff, Katzeroller, d'Muck, Silweri Lüs, Wuetiger Esel, Froscheloch, Hienerloch, Spatzehafe, Blecherne Rotznas, Bluetiger Knoche, Duck Dich, Mehlkischt, Schwitzkaschte, Waschkuch, Messererüs.